

In: Glass, W. (Hg.): Allein gelassen in der Katastrophe. Selbsthilfe der Bevölkerung in der Sicherheitsvorsorge - ein Ratgeber für Familie, Beruf und Betrieb. Bonn: Beta Verlag & Marketinggesellschaft 2005: 52-60

Panik

Wolf R. Dombrowsky

Folgt man der Berichterstattung der Medien, so finden Panikausbrüche sehr häufig statt. Tatsächlich treffen Einsatzkräfte bei Bränden, Tanz-, Sport-, Musik- oder anderen Massenveranstaltungen (Ringtheater Wien; Stardust Discothek Dublin; Heysel-Stadion Brüssel; Hillsborough Stadion England; Roskilde Rockkonzert) auch auf schockierende Situationen: Vor Notausgängen verkrampfte Menschenknäuel oder von Hunderten zertrampelte Körper. Gleichwohl belegen alle Untersuchungen (vgl. Best 1977; Johnson 1988; 1987a), dass die Bilder, die sich den Einsatzkräften vor Ort einprägen und die sie oftmals lange verfolgen (PTSD), keineswegs den tatsächlichen Ursachen und Abläufen entsprechen, die im Nachhinein veröffentlicht werden und die das öffentliche Bewusstsein von Panik ausmachen (vgl. Johnston/Johnson 1988). Die „Verlaufsgeschichte“ des Ereignisses ist zumeist ganz anders als die „Erzählgeschichte“, durch die „Panik“ öffentlich vermittelt wird.

Auch in der Literatur werden Erzählweisen und Bilder tradiert, die sich mit der empirischen Verlaufsgeschichte nicht decken. So wird von „durchgehenden Pferden“, „ausbrechenden Herden“ oder „hochschreckenden Schwärmen“ gesprochen, von der „bewusstlosen“ oder „tierischen Masse“ und vom „animalischen Sturm“, um dem beängstigenden Phänomen Ausdruck zu verleihen, dass unter gewissen Umständen der Einzelne seine Kontrolle derart verlieren kann, dass er sogar über Angehörige und Freunde hinweg trampelt und jede Rücksicht und Solidarität verliert.

Ganz besonders Einsatzkräfte fürchten Panik, weil sie am ehesten dort ausbrechen könnte, wo der Einsatz am nötigsten ist – am Ort des Geschehens, an der vordersten Front, dort, wo Kontrolle, Selbstbeherrschung und wechselseitiger Verlass am wichtigsten sind. Die Angst, dass Panik auch auf die „eigenen Leute“ überspringen könnte wie eine epidemische Infektion, ist ebenso verbreitet wie entsprechende Veröffentlichungen, die das Theorem der „Ansteckungsgefahr“ fortschreiben. Doch ist Panik eine ansteckende Krankheit und kann man sich überhaupt vor ihr schützen, sich gar impfen? Kann man ihre Entstehung, ihren „Ausbruch“ erkennen und dann mit Aussicht auf Erfolg steuernd eingreifen, sie gar verhindern oder zumindest so lenken, dass sie in einen „geordneten Prozess“ überführt werden kann? Und was schließlich soll man tun, wenn während eines Einsatzes Panik ausbricht? Gerät man dann selbst in Panik und löst sich auf in einer unkontrollierbaren Masse wie ein einzelnes Tier in einer Stampede (vgl. Johnson 1987b)?

Die Panikphantasie

In den Medien ist „Panik“ ein Bedeutungskürzel, das einen komplexen Sachverhalt auf extreme Bilder und schockierendes, extremes Verhalten reduziert. In der Phantasie der Rezipienten bedarf es dann keiner weiteren inhaltlichen Darstellung oder sachlichen Erörterungen mehr. Sätze wie „Passagiere in Panik“ (Flugzeug oder Schiff) oder „Bewohner stürzten in Panik auf die Strassen“

(Erdbeben oder Flut) reichen aus, um sich im heimischen Sessel das Furchtbarste vorstellen zu können und zugleich davon überzeugt zu sein, sehr genau zu wissen, wie sich die Betroffenen in einer solchen Situation verhielten.

Die Mehrzahl nimmt an, dass Menschen in Panik „wie von Sinnen“ seien, „völlig aufgelöst“, „ohne jede Beherrschung“, „von Furien gehetzt“; dass ihnen das „blanke Entsetzen“ im Gesicht und die „nackte Angst“ in den Augen stünde und dass sie „kopflös“ flöhen oder „zur Salzsäule erstarrten“, unfähig, Alternativen oder Chancen wahrzunehmen (vgl. Cannon 1953; Schultz 1964). Viele Katastrophen- und Kriegsfilme bedienen sich dieser Ausdrucksformen, um durch die Differenz zwischen Ordnung und Chaos, Beherrschung und Zügellosigkeit, Disziplin und Entregelung der Dramatik der Ereignisse sichtbaren und nacherlebbareren Ausdruck zu verleihen. Ganz offensichtlich hängen unsere Bilder über Panik mit der Angst zusammen, den Kopf und die Beherrschung zu verlieren und im Chaos zu versinken.

Auf der anderen Seite zieht dieser Moment völliger Entblößung und Unkontrolliertheit magisch an. Die Häufigkeit des metaphorischen Gebrauchs von Panik verweist auf die Lust, Andere oder Anderes in panischer Auflösung zu sehen: Neureiche, die der Börsenabsturz in Panik treibt; Chefs, die den Überblick verlieren; Sponsoren, deren Verein in die Bedeutungslosigkeit stürzt. Joachim Schumacher (1978) hat diese Doppelgesichtigkeit politisch analysiert, als Freiheitsdrang und Angst vor der Regellosigkeit; Michael Balint (1972) hat sie aus psychologischer Perspektive „thrill“ genannt, als eine zugleich anziehende wie abstoßende „Angstlust“. Im Kino repräsentieren uns Stan Laurel und Oliver Hardy als „Dick und Doof“ immer von neuem diesen befreienden wie verstörenden Zusammenhang von Aufbau und Zerstörung, den die Studentenbewegung mit dem Ausspruch fasste: „Macht kaputt, was Euch kaputt macht.“

Gräbt man tiefer ins Mythologische und Archaische, dürfte diese Angstlust ganz elementar gewesen sein. Bei den Ägyptern war der griechische Hirtengott „Pan“ („alles“) einer der acht großen Götter, allzuständig für jährlich wiederkehrende Fruchtbarkeit. Ihm verdankte man alles Lebende und Nährende, auch alles Lustvolle; doch blieb sie aus, zerfielen Ordnung und Kultur, ging der Mensch buchstäblich unter. Pan verkörpert beide Momente und damit die Einheit von elementarer Natur und menschlicher Kultur, aber auch den Widerstreit zwischen wilder Triebhaftigkeit und kultivierender Bezähmung. Als Gott der Fruchtbarkeit verbindet Pan die Triebhaftigkeit und Üppigkeit des Lebens, das Dionysische und Orgiastische, mit dem Verzehrt- und Verbrauchwerden, also dem Tod. In vielen Kulturen endeten die rauschhaften Fruchtbarkeitsfeste in Opferritualen: Die Saat musste „sterben“, um nach ihrer „Beerdigung“ auferstehen zu können.

In den alltäglichen medialen Repräsentationen hat sich die Einheit des kulturhistorischen Ursprungs aufgelöst in ein rein metaphorisches Panikkonzept, das den „thrill“ von „Angst und Schrecken“ öffentlich als Kontrollverlust inszeniert, - und dabei durchaus an gewisse niedere Instinkte appelliert -, und in ein pseudo-kausales Panikkonzept, bei dem die Attribuierung „panisch“ genügt, um ein Verhalten ursächlich zu erklären und als Versagen zu beurteilen: Die Betroffenen haben den Kopf und damit die Kontrolle über sich und über die Situation verloren und folglich versagt. Francis Bacon (1991:19ff) verwies darauf, dass diese Zusammenhänge aus pädagogischen Gründen nicht auseinander gerissen werden sollten. Die Angst zu versagen und in Chaos zu versinken motiviere auch dazu, sich zusammenzureißen und Ordnung so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Staatsmännern riet Bacon, eine möglichst „gute“, „fruchtbare“ Ordnung zu installieren, weil sie am besten vor Untergängen bewahre. Damit ist nicht nur die

politische Dimension von „Panik“ berührt, sondern auch von Führung und Ausbildung, von Durchhaltevermögen und Selbstbeherrschung.

Historische Hintergründe

Legt man die von den Medien berichteten Fälle zugrunde, erscheint Panik als die häufigste Reaktion auf extreme Belastungssituationen. Für dementsprechend wahrscheinlich halten Politiker, Militärs, Administratoren und selbst erfahrene Einsatzkräfte das Auftreten von Panik bei Unfällen, Großschadenslagen, Katastrophen, Anschlägen oder im Krieg. Zu ganz anderen Schlüssen kommt man jedoch, wenn man sich auf die weltweit verfügbaren empirischen Ergebnisse stützt und die von den Medien zitierten Fälle systematisch untersucht. Dann zeigt sich, dass Panik als Massenphänomen äußerst selten auftritt und es sehr spezifischer Bedingungen bedarf, um überhaupt Reaktionen auszulösen, die im weitesten Sinne als „Panik“ bezeichnet werden könnten. Trotzdem fällt der Widerspruch zwischen empirischer Seltenheit auf der einen Seite und einer medial behaupteten und bei Befragungen bestätigten Erwartungshäufigkeit auf der anderen Seite nicht auf.

Ein wesentlicher Grund für diese Unauffälligkeit besteht darin, dass die beiden Hauptstränge des Reflektierens über Panik unvereinbar sind: Auf der einen Seite finden sich die philosophischen, anthropologisch und massenpsychologisch argumentierenden Ansätze, auf der anderen Seite die empirischen, natur- und humanwissenschaftlich fundierten Ansätze.

Die Blüte der philosophisch-massenpsychologischen Ansätze liegt im vorvorigen Jahrhundert, in der Zeit von Industrialisierung, Verstädterung und aufkommender Arbeiterbewegung. Die klassischen Werke stammen von Hermann Broch (1959), Elias Canetti (1980), Hans Domizlaff (1968), Sigmund Freud (1982), Gustave LeBon (1938), Ortega y Gasset (1977) und Paul Reiwald (1948). Sie spiegeln die Ängste und Hoffnungen der Autoren gegenüber den sich formierenden Massen, die, je nach Standpunkt, als (reißendes) Tier, als (umstürzlerischer) Mob oder als (revolutionäres) Subjekt der Geschichte gesehen wurden (vgl. Dombrowsky/Schorr 1986). Bemerkenswert ist, dass die zentralen Versatzstücke dieses massenpsychologischen Philosophierens bis heute bruchlos fortgeschrieben, aber mehr und mehr in Richtung menschlicher „Wesenhaftigkeit“ verallgemeinert und von ihren historischen und politischen Bedeutungsgehalten entkleidet wurden (vgl. Walter 1989). Die Ergebnisse der empirischen Panikforschung werden dabei nicht zur Kenntnis genommen (vgl. Hinkel 1978; Kalcher 1987). Statt dessen wird unverändert unterstellt, Panik sei bei Katastrophen und Großschadensfällen eine durchaus wahrscheinliche, immer aber höchst gefährliche Massenreaktion, die den Zusammenbruch der Ordnung beschleunige und einhergehe mit einer Minderung des sozialen Zusammenhalts, der Hilfsbereitschaft und Selbsthilfefähigkeit. Dagegen nähmen Egoismus, Rücksichtslosigkeit sowie reale Fluchtbereitschaft als auch Flucht aus der Verantwortung sprunghaft zu.

In ihrer praktischen Anwendung führten die philosophisch-massenpsychologischen Ansätze zu einer Überbetonung des Fluchtaspektes im Sinne von „Flucht aus der Verantwortung“. Vor allem beim Militär entstand ein Bild von Panik als Absentismus bis hin zu „Heimatschuss“ und Fahnenflucht. Aus menschlichem Versagen wurde bewusstes „Sich-Versagen“, das im Interesse von Zucht und Ordnung nicht toleriert werden durfte. Bis zu einem gewissen Grade lässt sich eine solche Interpretation durch die Beobachtung rechtfertigen, dass die extreme Mobilisierung des

Körpers zu Flucht oder Kampf eine extreme Unentschiedenheit zwischen beiden hervorruft und damit eine nervöse Unruhe und Unentschlossenheit, die andere nur auf eine Entscheidung warten lässt, um dann genau so zu reagieren. Hierin wurzeln die Theoreme von „Ansteckung“.

Rudolf Brickenstein (1980a; 1982; 1993) hat diese massenpsychologische Variante von Panik systematisiert. Im Interesse von Sicherheit und Ordnung müsse die ansteckende "Panikperson" isoliert und eliminiert werden. Nach Brickenstein (1980b) sind solche Panikpersonen wie unbewusste Rädelsführer, eine Art menschlicher Virus, der blitzartig größere Menschenmassen erfassen und anstecken könne. Selbst einer "als gefestigt geltenden Population" (Rebentisch 1988:794) scheint die Panikperson gefährlich werden zu können; die "Panikbereitschaft" greift spontan über und entfesselt im pessimalen Falle die gefürchteten Phänomene von "Paniksturm" und "Panikstarre". Zur Panikstarre komme es, wenn keine Flucht möglich ist (z.B. Verschüttung durch Hauseinsturz oder Lawinenunglück, Absturz in eine Gletscherspalte, Eingeschlossensein in Räumen oder Kabinen), vielleicht aber auch bei Angriffen auf Leib und Leben, sozusagen als biologisch ältestes Reaktionsmuster, dem Totstell-Reflex.

Die akademische Psychologie und Anthropologie haben sich dem gegenüber von den normativen Ansätzen gelöst und wesentliche Beiträge zur Erhellung extremer Angstreaktionen entwickelt. Die meisten Erklärungsansätze greifen dabei auf psychobiologische Zusammenhänge zurück: Gegenüber starken Affekten (wie z.B. Angst) oder biologisch verankerten Primärantrieben (Hunger, Durst, Sexualität) scheint sich die denkende Vernunft nicht durchsetzen zu können. Auch für den Menschen gelte dabei das Prinzip des sogenannten Höchstwertdurchlasses für Verhaltenstendenzen sowie das Lernprinzip der erfahrungsbedingten Hemmung. Das erste Prinzip besagt, dass sich beim Widerstreit nicht zu vereinbarender Verhaltenstendenzen wahrscheinlich die stärkste Motivation durchsetzen wird. Treten also Angst und Vernunft in Konkurrenz, dominiert eher die Angst, da sie als der evolutionär ältere Mechanismus höhere Sicherheit verspricht, als die an Neugier- und Experimentierimpulse gekoppelte Intelligenz. Das zweite Prinzip ähnelt einer Konditionierung: Folgt einem Denkvorgang oder einem Erleben ein Angstgefühl, so verknüpft sich fortan dieser Gedanke oder dieses Erleben mit einer Hemmung. Um negativen Folgen von vornherein auszuweichen, wird lieber auf diesen Gedanken oder dieses Erleben verzichtet.

Konditionierung und Erfahrungslernen sind eng verwoben. „Angst“ wird deshalb immer auch als lebensrettender Vorsichtsmechanismus interpretiert; sie veranlasse zur Flucht vor Feinden, zum Aufsuchen geschützter Plätze oder zum Meiden von Orten, Situationen und Handlungen, die sich in der Vergangenheit als gefährlich erwiesen haben oder zu bedrohlich erscheinen. Allein in ihrer extremen Ausprägung, als Panik, schlägt Angst in Kontraproduktivität um und lähmt vernünftiges Denken. Im produktiven Fall mobilisiert Angst das Äußerste an Leibeskräften - was im Gefahr- oder Bedrohungsfall durchaus hohe Rettungschancen eröffnet. Im Kontext kultureller Gegebenheiten schlägt die ausschließliche Mobilisierung körperlicher Kräfte jedoch in Kontraproduktivität um. So müssen beispielsweise Taucher bei einer Störung am Atemgerät lernen, ihrem körperlichen Impuls gerade nicht nachzugeben und sich die Maske vom Gesicht zu reißen, um „frei“ atmen zu können. Auch für Einsatzkräfte gelten solche Erfordernisse, wenn sie unter lebensbedrohlichen Umständen einen „kühlen Kopf“ behalten sollen. Tatsächlich verlieren in unserer modernen Zivilisation die biologischen Notfallreaktionen zunehmend ihre Brauchbarkeit. Die Mehrzahl unserer durch Schreck, Angst oder Stress begleiteten Belastungen erfordern keine körperliche, sondern eine sofortige intellektuelle Reaktion, so dass der Körper in Alarmbereitschaft verharret, ohne sie jedoch durch Abreaktion oder Anspannung/Entspannung abbauen und beenden

zu können. Dauerstress und chronische Übererregung stellen dann die Kehrseite einer ehemals sinnvollen Reaktion dar.

Wie aber soll man mit diesem mehrdeutig schillernden Phänomen „Angst“ kompetent umgehen? Auf der einen Seite gilt sie als „normales“ Gefühl wie Liebe, Freude, Ärger, Wut oder Trauer, das man, um psychisch gesund zu bleiben, ausleben soll. Auf der anderen Seite erscheint sie, wie Fieber oder Schmerz, als „normale“ biologisch begründete Alarmreaktion auf bedrohliche, ungewisse oder unkontrollierbar erscheinende Handlungsbedingungen, ohne die man Gefahr liefe, sich ahnungslos jeder Gefahr auszuliefern. Immer jedoch soll sie „überwunden“ werden, obgleich sie die Fähigkeiten zu ihrer Überwindung immer nachdrücklicher durch Reaktionen beeinträchtigt, die überwunden werden sollen.

Dieser Zirkel, bei dem Angst – vom althochdeutschen „angust“ und indogermanischen „anghos“ = „Enge“, „Bedrängnis“, „Beklemmung“, „Zuschnürung der Kehle“ – vom Denken Besitz ergreift, soll unterbrochen werden, indem das Denken den überbordenden Körper in helfende Bahnen lenkt. Starke Angst verursacht jedoch extrem unangenehme Gefühle: Erschrecken, Erregung, Herzklopfen, Muskelspannung, Zittern, Trockenheit und Zusammenziehen in Mund und Rachen, Beklemmung in der Brust, Magensenken bis zur Übelkeit, Harn- und Stuhldrang, Gereiztheit bis zur Aggression, starkes Verlangen zu weinen, davonzulaufen oder sich zu verstecken, Atemnot, Prickeln in Händen und Füßen, Gefühle der Unwirklichkeit oder des „Weit-entfernt-Seins“, des Ohnmächtigwerdens oder „Umfallen-Müssens“. Wenn Angst lange andauert, werden selbst gesunde Menschen müde, deprimiert, langsam, ruhelos und appetitlos. Sie können nicht schlafen, haben schlechte Träume und weichen aus in Vermeidungsverhalten bis zur Apathie. Vor allem in westlichen Gesellschaften greifen derartige Symptome auf der Ebene alltäglichen, individuellen Erlebens um sich bis hin zu so genannten „Angststörung“ und „Panikattacke“ (vgl. Wilson 1987). Neben Depressionen scheinen dies die „typischen“ psychischen Erkrankungsformen der Epoche zu werden. Gleichwohl dürfen diese individuellen Reaktionsformen nicht mit „Panik“ im Sinne einer spontan entstehenden, kollektiven Reaktionsform verwechselt werden (vgl. Waterstraat 2001)

Der zweite, empirische, natur- und humanwissenschaftliche Ansatz entstand in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts mit den Pionierarbeiten von E.L. Quarantelli (1953; 1954; 1957) an der Universität von Chicago. Sie begründeten eine strikt nach sozialwissenschaftlichen Methoden verfahrenende Untersuchung von Handeln und Entscheiden, mit der die bei extremen Belastungssituationen tatsächlich auftretenden Interaktionen zwischen sozialen- und personalen Systemen erklärt werden können. Weder Quarantelli noch alle nachfolgenden Autoren dieser Denkrichtung bestreiten die anthropologischen, biologischen oder psychologischen Ansätze, soweit sie auf empirischen Erkenntnissen beruhen, sie widersprechen jedoch ahistorischen Menschenbildern und Projektionen menschlichen Verhaltens ins Tierreich. Ebenso wenden sie sich entschieden gegen einseitige instrumentelle, technizistische Ansätze, wie sie beispielsweise im Bereich mathematischer Warteschlangentheorie, numerischer Durchflussberechnung oder Computersimulationen zu finden sind, die suggerieren, man könne allein durch eine Veränderung von Fluchtwegquerschnitten, räumlichen Anordnungen von Durchgängen, Leitsystemen, Pfeilern, Lichtlaufketten oder Beschilderungen dem Menschen die Mühe des Denkens und der gezielten Kooperation abnehmen.

Integration empirischer Panikforschung

Rationales Handeln, Kontrollfähigkeit und intellektuelles statt physisches Alarmhandeln erscheinen als die wichtigsten Bedingungen zur Vermeidung von Panik. Vor allem Einsatz- und Ordnungskräfte sollten dazu befähigt werden, Panikreaktionen bereits in der Entstehung erkennen und durch geeignete Maßnahmen beeinflussen zu können (vgl. Chandessais 1972).

Im deutschsprachigen Raum haben Detlev Ploog (1988), Horst Schuh (1987; 1984), Wolf Dombrowsky (1982; 1985) und andere (Katastrophenmedizin 2001) anhand konkreter Fälle und Einsatzerfordernisse die prinzipielle Möglichkeit zur Panikprävention und -intervention aufgezeigt, doch belegt eine kritische Durchsicht der verschiedenen Ereignisanalysen, Lehrbücher, Leitfäden und Ausbildungsvorschriften, dass kaum empirische Erfahrungen und wenig erprobte Maßnahmen vorliegen. Empirischen Bestand hat eigentlich nur eine Erfahrung: Interventionen *nach* Ausbruch einer Panik haben so gut wie keine, präventive Maßnahmen *vor* extremen Belastungssituationen haben dagegen hohe Erfolgschancen. Die verschwindend wenigen - und daher immer auf's Neue zitierten Beispiele, wo beherzte Aktionen Einzelner in einer Panik geordnete Verhaltensweisen spontan organisieren konnten, durchziehen daher die Literatur wie die berühmten "missing links" die Anthropologie.

Zweierlei sticht ins Auge: 1.) Eine systematische entwickelte Panikintervention steht noch aus. Wo aber Interventionen eher zufällig und selten gelingen, kann es mit dem grundsätzlichen Wissen über die effektive Beeinflussung von Panik-Verhalten nicht weit her sein. 2.) Da Panik vornehmlich dort ausbrach, wo auf präventive Vorkehrungen verzichtet oder gegen sie verstoßen wurde, erweist sich Panik als folgerichtiges, d.h. aus den situativen Mängeln und Fehlern logisch her leitbares Ergebnis.

Beide Gesichtspunkte sind für den Praktiker gleichermaßen folgenschwer, wenngleich Mißverständnissen vorzubeugen ist. Der Mangel an gesicherten und erprobten Interventionsstrategien (und die damit verknüpfte Flucht ins imperative Ungefähr - "Ruhe bewahren!", "Panik vermeiden!") gründet nicht wirklich in Unkenntnis. Die empirische Panik-Forschung weiß inzwischen über Entstehung und Ablauf von Panikereignissen sehr gut Bescheid und kann durchaus die Bedingungen nennen, die zum Entstehen einer Panik führen und somit auch eine Panik vermeiden helfen. Gerade diese Bedingungen aber sind beinahe ausschließlich präventive, mittel- und langfristig vorzubereitende Maßnahmen, die auf das unmittelbare, situative Verhalten des Menschen in einer Belastungssituation kaum Auswirkungen haben. Man kann das Problem auch so formulieren: Die empirische Panikforschung vermag sehr wohl aus den Bedingungen des Handlungsraumes (z.B. Kino, Disco, Stadion o.ä. - d.h. Architektur, Klima, Licht, Fluchtwege etc.), den von diesen räumlichen Bedingungen beeinflussten Reaktionen (Mensch-Raum-Interaktionen) sowie den sozialen und psychischen Interaktionen der Raumnutzer untereinander (Mensch- Mensch-Interaktionen: d.h. "typisches" Kino-, Disco- oder Fan-Verhalten) Panikwahrscheinlichkeiten abzuleiten, aber sie vermag nicht zu sagen, warum die Handelnden in einer spezifischen Belastungssituation nicht in der Lage waren, sich aus den kollektiven Abläufen zu lösen und ein Verhalten durchzusetzen, das (aus der Retrospektive) insgesamt "rationaler" gewesen wäre.

Grundsätzlich bedarf es vorgängiger Verhaltensprogrammierungen und präventiver Vorbereitungen für spezifische, massenreaktiv anfällige Handlungsräume. Wer sich allein durch Verhaltensprogrammierung vor Panikrisiken zu schützen sucht, der erkennt sehr schnell, dass primär konkrete Gefahrenquellen drohen: verstopfte Fluchtwege, verriegelte Notausgänge,

fehlende Kennzeichnung der Fluchtwege, fehlende Notbeleuchtung, desinteressiertes und schlecht ausgebildetes Personal, schlecht gewartete oder fehlende Sicherheitseinrichtungen und gefährliche Materialien (Kunststoffe). Wird jedoch das Gefahrenpotential der Handlungsräume sichtbar, verändern sich auch die Proportionen von Wahrnehmen und Verhalten und erfordern Konsequenzen: Oberhalb eines bestimmten Gesamtrisikos nützen im Eventualfall individuelle Strategien gar nichts mehr und kollektive nur noch wenig, so dass es notwendig wird, den gegebenen Handlungsrahmen zu verlassen und nach einem neuen, chancenreicheren Mischungsverhältnis aus Risiken und Reaktionsmöglichkeiten zu suchen. Man kann den Manager ansprechen und auf Abhilfe drängen; man kann die Gewerbeaufsicht oder die zuständige Brandschutzbehörde informieren oder man kann auf den Besuch eines besonders gefährlichen Lokals ganz verzichten und in seinem Freundeskreis die Gründe darlegen und um Verständnis, vielleicht sogar Nachahmung werben. Die Abstimmung der Füße (ausbleibende Kundschaft), die direkte Ansprache oder gar die Beschwerde wirken oftmals Wunder und reduzieren das Gesamtrisiko auf ein erträgliches, kalkulierbares Maß.

Ohne eine aktive Einflussnahme auf die situativen Gefahrenpotentiale bleiben alle individuellen "Imprägnier-Routinen" notwendig isoliert. In einem massenpsychologischen Ernstfall bedarf es jedoch zusammenwirkender "Imprägnier-Routinen", damit es zu Kooperation kommen kann. Grundsätzlich nämlich sind solche Routinen geeignet, als mentale Einsatzpläne, die Schreckphase aller Beteiligten drastisch zu begrenzen und eine innere, psychische Distanz zum Geschehen herzustellen, aus der heraus jene kühle Ruhe möglich wird, die man zum angemessenen Handeln braucht. Zugleich ermöglicht eine vorbeugende Reaktionsprogrammierung auch ein vorausschauendes, situatives Gefahren-Assessment, durch das die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit erkannt, die Besonderheiten der Lage erfasst und in Relation zum situativ Möglichen mit Blick auf die möglichen Handlungsalternativen abgewogen werden können, so dass sich sehr schnell zeigt, wann man mit dem eigenen Latein am Ende ist und die Situation selbst verändert werden muss.

Panik, so könnte man nach all dem definieren, ist der Endpunkt einer Chancenreduktion in dem Sinne, dass den Handelnden rapide und radikal alle Chancen abhanden kommen, eine lebensbedrohliche Situation nach eigenen Bedingungen positiv beeinflussen zu können. Der Mensch ist ja deswegen Mensch, weil er sein animalisches Erbe, seine Residualinstinkte, durch kulturell erzeugte Sicherheiten, durch Technik, Institutionen und Normen, ausbalancieren und nach eigenen Bestimmungsgründen formen kann. Dies schließt nicht aus, dass er unter pessimalen Umständen in eine Situation kommen kann, in der ihm sämtliche kulturellen Sicherheiten entrissen sind und er in dieser völligen Entblößung von sicherheitsstiftenden Leitungsinstanzen auf die kümmerlichen Instinktresiduen zurückgeworfen ist, die ihm die Evolution zwar gelassen, die aber seine Kultur nicht entfaltet und gepflegt hat und die in den meisten Fällen auch nichts mehr nützen. Ein derart reduziertes Wesen ist dann tatsächlich außer Stande, situativ angemessen zu reagieren. Man mag dies als "Panik" bezeichnen, doch ist es inhaltlich weit von dem kreischenden Angstbündel entfernt, das uns die Medien suggerieren.

Wenn also Panik in diesem Sinne der Endpunkt eines Entblößungsprozesses ist, dann nützt es nichts, den von allen Handlungschancen Entblößten nachträglich Ratschläge oder Fingerzeige zu geben. Besser ist es, sie die Techniken des „antizipatives Verhaltensassessment“ und der Selbstprogrammierung zu lehren, damit sie zuerst fähig sind, situative Risiken zu erkennen, ihre eigenen Fähigkeiten zu bewerten und zu wissen, wann es klüger ist, den Gesamtkontext zu verändern und präventiv wirksam zu werden oder ob es aussichtsreich ist, in der Gefahr noch

Einfluß geltend machen zu können. Sodann ist es notwendig, kollektive Kooperationsformen zu trainieren, um nicht als vereinzelter Einzelner während bedrohlicher Abläufe anderen ausgeliefert zu sein, sondern darauf hoffen zu können, im Zusammenspiel mit Freunden, Kameraden oder einem trainierten Personal ablaufbestimmenden Einfluß zu entfalten. Die dazu notwendigen Trainingsprogramme sind ansatzweise vorhanden und es wäre zu wünschen, wenn die im Rettungswesen und im Katastrophenschutz mitwirkenden Kräfte mit gutem Beispiel vorangingen und unter Beweis stellten, dass Panik kein genetisches Schicksal, sondern ein Rückfall in pure Körperlichkeit, die von kulturellem Kontrollvermögen entblößt worden ist.

LITERATUR

Bacon, F.: Die Weisheit der Alten 1991

Balint, M.: Angstlust und Regression. Beitrag zur psychologischen Typenlehre. Mit einer Studie von Enid Balint. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1972

Best, R.L.: Reconstruction of a Tragedy: The Beverly Hills Supper Club Fire. Boston: National Fire Protection Assoc. 1977

Brickenstein, R.: "Psychiatrische Maßnahmen zur Verhütung und zur Bewältigung panischer Reaktionen", Dtsch. Ärzteblatt 79, 1982:49-54

Brickenstein, R.: Individualreaktionen, Summationsphänomene und Kollektivreaktionen in Katastrophen. Münchener Medizinische Wochenschrift 122, 1980, 42:1459-1462

Brickenstein, R.: Panik. Entstehung, Prävention, Bekämpfung. Monatskurse für die ärztliche Fortbildung 30,1980,6: 218-221

Brickenstein, R.: "Wesen, Prävention und Bekämpfung der Panik", Wehrmed. Monatsschrift 6/1993: 187-197

Broch, H.: Massenpsychologie. Zürich: Rhein-Verlag 1959

Canetti, E.: Masse und Macht. Frankfurt/M.: Fischer 1980

Cannon, W.B.: Bodily Changes in Pain, Hunger, Fear, and Rage. Boston 1953

Chandessais, Ch.: Practical Measures against panic. Int. Civil Defense Bulletin 203, 1972:389-395

Claessens, D.: Instinkt Psyche Geltung. Zur Legitimation menschlichen Verhaltens. Eine soziologische Anthropologie. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag 1970

Claessens, D.: "Rationalität revidiert", KZfSS (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie) 17, 1965:465-476

Dombrowsky, W.R.: "Panikmache. Über echte und falsche Gespenster", ZIVILVERTEIDIGUNG 1982, Nr. 3:41-46 und Nr. 4:49-53

Dombrowsky, W.R.: "Tod und Spiele. Soziologische Anmerkungen zur Fußballkatastrophe von Brüssel", ZIVILVERTEIDIGUNG 4/1985:11-18

Dombrowsky, W.R./Schorr, J.K.: "Angst and the Masses. Collective Behavior Research in Germany", MASS EMERGENCIES AND DISASTERS, 4, 1986, 2:61-89

Domizlaff, H.: Brevier für Könige. Massenpsychologisches Praktikum. Hamburg: Verlag Institut für Markentechnik 1968 (1942)

Freud, S.: Hysterie und Angst. Studienausgabe Bd. VI, hrsg. v. A. Mitscherlich u.a. Frankfurt/M.: Fischer 1982

Hinkel, E.: "Panik und Feuerwehr. Erkennen und Bekämpfen", Brandschutz / Deutsche Feuerwehr-Zeitung 1/1978:6-8

Johnson, N.R.: "Fire in a Crowded Theater: A Descriptive Investigation of the Emergence of Panic", IN. JOURNAL OF MASS EMERGENCIES AND DISASTERS 6, 1988, 1:7-26

Johnson, N.R.: "Panic and the Breakdown of Social Order: Popular Myth, Social Theory, Empirical Evidence", SOCIOLOGICAL FOCUS 20, 1987 (a), 3:171-183

Johnson, N.R.: "Panic at 'The WHO Concert Stampede': An Empirical Assessment", SOCIAL PROBLEMS 34, 1987 (b), 4:362-373

Johnston, D.M./Johnson, N.R.: "Role Extension in Disaster: Employee Behavior at the Beverly Hills Supper Club Fire", Sociological Focus 22, 1988,1:39-51

Kalcher, K. (1987). "Panik. Verhalten in Extremsituationen", BLAULICHT 36, 7 Pp. 8-10

Katastrophenmedizin. Leitfaden für die ärztliche Versorgung im Katastrophenfall, hrsg. v. Bundesministerium des Innern. Berlin 2001

LeBon, G.L.: Psychologie der Massen. Stuttgart: Kröner 1938 (39. Aufl. v. 1895)

Ortega y Gasset, J.: Der Aufstand der Massen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1977 (1930)

Ploog, D.: Verhalten und psychische Reaktionen in der Katastrophe, in: Katastrophenmedizin. Leitfaden für die ärztliche Versorgung im Katastrophenfall, hrsg. v. Bundesministerium des Innern, Schutzkommission. Bonn: BMI 1982: 11-21

Quarantelli, E.L.: "A Study of Panic: Its Nature, Types, and Conditions", unpubl. Master's Thesis, Dept. of Sociology, University of Chicago 1953

Quarantelli, E.L. (1954). "The Nature and Conditions of Panic", The American Journal of Sociology, LX, 3: 267-275

Quarantelli, E.L. (1957). "The Behavior of Panic Participants", Sociology and Social Research 41,

3: 187-194

Rebentisch, E.: Handbuch der medizinischen Katastrophenhilfe. Hrsg. im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirates der Bundesärztekammer. München-Gräfeling: Werk-Verlag Dr. Edmund Banaschewski 1988

Reiwald, D.: Vom Geist der Massen. Zürich, New York: Europa Verlag 1948

Schuh, H.: "Kollektives Verhalten in der Katastrophe - Beurteilungshilfen und Führungsmaßnahmen", in: Faust, V. (Hrsg.): Angst, Furcht, Panik. Stuttgart: Hippokrates Verlag 1987:225-234

Schuh, H.: "Panik? Psychologische Aspekte der Menschenführung", Truppenpraxis 5/1984:314-317

Schultz, D.P.: Panic Behavior. New York: Random House 1964

Schumacher, J.: Die Angst vor dem Chaos. Über die falsche Apokalypse des Bürgertums. Frankfurt/M.: Syndikat 1978

The Hillsborough Stadium Disaster. 15 April 1989. Inquiry by the RT Hon Lord Justice Taylor. Final Report. Presented to Parliament by the Secretary of State for the Home Department by Command of Her Majesty. London: January 1990

Walter, B.: "Rette sich wer kann? Lehren aus der Katastrophenschutzforschung für den Einsatz von Sicherheits- und Katastrophenschutzbehörden", ZS-Magazin 1/1989:23-25

Waterstraat, F.: Der Mensch in der Katastrophe: Psychologisch-seelsorgerliche Aspekte, in: Katastrophenmedizin. Leitfaden für die ärztliche Versorgung im Katastrophenfall, hrsg. v. Bundesministerium des Innern. Berlin 2001: 31-44

Wilson, R.R.: Don't Panic. Taking Control of Anxiety Attacks. New York: Harper & Row 1987